Katholische Blätter für
weltanschauliche Information

ORIENTIERUNG

Nr. 19 48. Jahrgang | Erscheint zweimal monatlich | Zürich, 15. Oktober 1984

Unbequemer neuer Glaube!
Wenn sie uns den Herrgott rauben,
Hat das Fluchen auch ein End' -
Himmel - Herrgott - Sakrament!

Wir entbehren leicht das Beten,
Doch das Fluchen ist vonnöten,
Wenn man gegen Feinde rennt -
Himmel - Herrgott - Sakrament!

Nicht zum Lieben, nein zum Hassen
Sollt ihr uns den Herrgott lassen,
Weil man sonst nicht fluchen könnt' -
Himmel - Herrgott - Sakrament!

Heinrich Heine

Segnen und Fluchen

... Gegen die allzu frommen (oder allzu listigen) Fluchverbieter muß der Fluch gerettet werden - so lese ich Heines *Stoßseufzer* -, gegen die Moral der Mächtigen, die den Ohnmächtigen selbst die Möglichkeit noch nehmen wollen, dem Unterdrücker wenigstens sprachlich beizukommen. Im Gedicht betreibt die Aufklärung dieses reaktionäre Geschäft, auch in ihrem Atheismus zwiespältig. Zwar hat der Anspruch der Vernunft, vor aller Autorität menschlicher oder göttlicher, historischer oder metaphysischer Art einzig legitime Instanz zu sein, über Wahrheit im theoretischen wie praktischen Sinn zu entscheiden, den unleugbar emanzipatorischen Charakter, daß von der Teilhabe an dieser Instanz grundsätzlich niemand ausgeschlossen ist. Anderseits: Was kümmert die Mächtigen die Vernunft! Argumente haben noch nie Tyrannen gestürzt. Da braucht es Polemik dazu, kämpferische Rede, die an Kräfte appelliert, die den Starken die Stirn zu bieten wissen. Und dazu ist Gott gerade gut genug. Hieß es also vorhin: um Gottes willen nicht fluchen! - so jetzt: um des Fluches willen nicht Gott abschaffen! Wohlverstanden, es sollen hier nicht über Aufklärung hinaus und zu niemandes Nutzen metaphysische Entitäten gerettet werden; das hieße nicht nur Heine einen schlechten Dienst erweisen. Aber ich meine, es sei nicht zufällig, daß mit der Herrschaft des Bürgertums die religiöse Rede mehr und mehr aus der Welt verschwunden ist. Sie ist nämlich eine Rede ganz eigener Art, die Rede, die mehr sagt, als was ist, die Namen hat für Dinge, die nicht sind: Freude, Friede, Barmherzigkeit, Brüderlichkeit, Liebe, Gerechtigkeit (und für solche, die nicht sein sollten: Neid, Mißgunst, Verführung, Sünde, Schuld, Hölle usw.), und darin ist sie unzweifelhaft kritisch. Was aber dergestalt den Schein von Integrität des Bestehenden stört, wie eben kritisch eingesetzte religiöse Rede, muß auf irgendeine Art neutralisiert werden: hilflos und wenig wirkungsvoll, indem man sie verbietet, wie totalitäre Gesellschaften zum Beispiel; man kann sie lächerlich machen, indem man sie für naiv und überholt erklärt, wie das - sehr wirkungsvoll - der (schein-)aufgeklärte Bürger tut; und schließlich kann man sie ins Jenseits, d.h. in die Gefilde des Unverbindlichen schicken, wie das - ohne Zweifel mit der nachhaltigsten Wirkung - die Kirchen praktizieren.

... Gegen ein kurzatmiges Christentum der Schwächlinge, das letztlich niemandem dient als den Starken allein, bringt Heinrich Heine den alttestamentlichen Gott des Zornes wieder zur Geltung, erinnert an eine Sprache der Mitmenschlichkeit, die nicht pfäffisch-salbungsvoll daherkommen muß, sondern derb und angriffig auftritt, wie der Psalmist und die Propheten eben fluchen lehrten. Solches Fluchen - wir betreten jetzt das Terrain rhetorisch-appellativer Rede - vergegenständlicht nicht und fällt also auch nicht unters Verbot. Im Gegenteil, es geht ihm vielmehr um das ausdrücklich erklärte humane Ziel, die gegenständliche Ordnung von oben und unten, von Rand und Mitte, die gesellschaftlich objektive Ungerechtigkeit aufzusprengen. Solches Fluchen ist Segnen im fluchenden Gewand ... *Stephan Wyss, Fribourg*

Leicht gekürzt aus: Stephan Wyss, Fluchen. Ohnmächtige und mächtige Rede der Ohnmacht. Ein philosophisch-theologischer Essay zu einer Blütenlese. Edition Exodus, Fribourg 1984, S. 47f.

MEDITATION
Vom produktiven Fluchen und schöpferischen Haß: Interpretation des Gedichtes *Stoßseufzer* von Heinrich Heine - Wider eine Aufklärung im Dienste der Herrschenden (vgl. letzte Seite).
Stephan Wyss, Fribourg

EL SALVADOR
Chancen einer Demokratisierung?: Zur Situation nach den letzten Wahlen - Analyse einer Forschungsgruppe der *Zentralamerikanischen Universität* in San Salvador - Von einem Wahlbetrug kann nicht gesprochen werden - Geringe politische Handlungsmöglichkeiten für *Napoleón Duarte* - Geopolitische Interessen der USA begrenzen Souveränität der Regierung - Lobby der Privatunternehmer - Ansatzpunkte für eine Demokratisierung - USA benötigen ein demokratisches Bild - Gewachsene Unterstützung aus dem Ausland - Öffentliche Meinung kann demokratische Impulse und Bewegungen stärken.

GEBURTSTAGSBRIEF
Mario von Galli wird 80 Jahre alt (20. Okt.): Keine biographische Würdigung - Aus Gesprächen mit *Reinhold Iblacker* - «Ich habe nie mein Leben bestimmt» - Verlegerin setzt sich gegen ihre Experten durch - Franz von Assisi fasziniert in seinen zukunftsweisenden Perspektiven - Paradoxe Sichtweise der Ereignisse - Respekt vor der Entscheidung eines Mitbruders - Das Paradox liegt bei Gott selbst. *Ludwig Kaufmann*

NEUES TESTAMENT
Exegese aus Engagement für die Kirche: Zu einer Aufsatzsammlung von *Ernst Käsemann* - Produktive Auseinandersetzung mit seinem Lehrer Rudolf Bultmann - Theologische Folgen einer radikalen Entmythologisierung kritisiert - Christologie, nicht Anthropologie als Zentrum neutestamentlicher Schriften - Bitterkeit des Kreuzes Christi - Der Imperativ des ersten Gebotes entlarvt die falschen Götter - Das Revolutionäre des Evangeliums muß eingeklagt werden.
Hermann-Josef Venetz, Fribourg

KUNST
Hans Arp - Christusbild im Menschenbild: Vertreter der künstlerischen Avantgarde des 20. Jahrhunderts - *Dadaismus* sucht Auflösung von Sprache und bildnerischer Formen - Ihm geht es um die Rettung des Menschen vor der Verdinglichung - Einfluß der Lebensgefährtin *Sophie Taeuber:* die konstruktivistische Herausforderung - Nach ihrem Tod schockartiger Verlust künsterischer Produktivität - Auseinandersetzung mit der Figur des Gekreuzigten (1947/48) - Christus im Menschenbild und der Wiedergewinn von Menschlichkeit.
Friedhelm Mennekes, Frankfurt a. M.

ANTHROPOLOGIE
Ohnmächtige Rede der Selbstbehauptung?: Zu einer Fluch-Anthologie von *Stephan Wyss* - Am ohnmächtigsten waren die Dichter - Vom Verschwinden des Subjekts - Endzeit für Europa?
Nikolaus Klein

El Salvador: Demokratisierung nach der Wahl?

El Salvador ist nach den Präsidentschaftswahlen im März bzw. Mai dieses Jahres aus den Schlagzeilen der Weltpresse geraten. Doch nach dem Sieg des Christdemokraten *José Napoleón Duarte* über seinen rechtsextremen Konkurrenten *Roberto d'Aubuisson* von der ARENA-Partei blieb offen, ob damit eine wirkliche Demokratisierung des von Bürgerkrieg und Wirtschaftskrise zerrütteten Landes eingeleitet war. Die Vorzeichen dafür schienen schon dadurch schlecht, daß sowohl von der extremen Rechten wie auch Linken der demokratische und unabhängige Charakter der Wahlen in Zweifel gestellt wurde. Eine Forschungsgruppe der Zentralamerikanischen Universität in San Salvador erarbeitete im Auftrag der deutschen Kommission *Justitia et Pax* eine sorgfältige Analyse der Wahlen und setzte sich mit den daraus resultierenden Perspektiven für die nähere Zukunft des Landes auseinander.[1] Das differenzierte Fazit dieser Wahlanalyse lautet, daß man trotz (organisatorisch bedingter?) Unregelmäßigkeiten im Ablauf nicht von einem Wahlbetrug sprechen kann. Ausdrücklich wird die ökonomische und technische Einflußnahme seitens der USA auf den Wahlprozeß hervorgehoben. Insofern waren die Wahlen für die Reagan-Administration nur ein vorgeschobener Grund für ihre strategischen Ambitionen einer bisher weitgehend militärisch betriebenen Zerstörung der revolutionären FMLN-Bewegung, die bei den Wahlen überhaupt nicht zugelassen war. Im folgenden drucken wir aus dem Bericht der Forschungsgruppe einen Abschnitt ab, der sich mit den durch den Wahlprozeß eröffneten Möglichkeiten für die Zukunft befaßt. *Red.*

Zwischen dem Anschein, den der Wahlprozeß erweckt, und der aus ihm resultierenden realen Macht besteht ein eklatantes Mißverhältnis. Ein eindeutiger und sauberer Wahlsieg würde ausreichend scheinen, um über die gesamte zur Disposition stehende Staatsgewalt und über die notwendige Macht zu verfügen, um die großen Probleme des Landes wirksam anzugehen. Eine flüchtige Analyse der salvadoreanischen Wirklichkeit zeigt, daß dem nicht so ist.

► Die objektiven Bedingungen im Land geben zu erkennen, daß die schwerwiegenden tatsächlichen Probleme die Machtbefugnisse eines zivilen Präsidenten in El Salvador übersteigen. In der Tat bedeuten die Kriegssituation und das von den USA reklamierte Interesse am Krieg, daß alle Entscheidungen durch das US-Interesse und die spezielle Macht der Streitkräfte überwacht werden.

► Die Autonomie der zivilen Macht in einer Nation wie El Salvador ist minimal wegen der geopolitischen Interessen in der mittelamerikanischen Region und der besonderen ökonomischen, politischen und militärischen Lage. Wenig kann im Innern sowie nach außen bewerkstelligt werden wegen der von den USA aufgezwungenen Interdependenz und der realen oder angeblichen Gefahr der sowjetischen Präsenz.

► Das Privatunternehmertum ist im Prinzip Gegner der Wahlsieger. Seine Einflußkraft wird um so größer, als es seine positive Miteinbeziehung in die wirtschaftliche Entwicklung des Landes fordert, da sich die politischen und sozialen Probleme sonst in untragbarem Ausmaß verschlimmern könnten.

► Jede Art von effektivem Entwicklungs- und Demokratisierungsprozeß wird insbesondere durch die Unterentwicklung, Desorganisierung, Demoralisierung und Ineffizienz des Staatsverwaltungsapparates erschwert; dies trifft auch für die judikative Gewalt, die Sicherheitskräfte und die Beamten zu.

► Die Schwierigkeiten für die Regierung mehren sich aufgrund der wachsenden militärischen Stärke der FMLN, ihrer erneuerten Kapazität für die Mobilisierung von Gewerkschaften und der Notwendigkeit, ihre Macht durch verschiedene Aktionsformen – von mehr oder weniger breiten Offensiven bis hin zu Sabotage- und Destabilisierungskampagnen – zu beweisen.

Parallel dazu stellen die USA und die Streitkräfte der zivilen Macht Hindernisse für einen Dialog und eine Verhandlungsaufnahme in den Weg. Darüber hinaus erschwert sich die Lage für die Regierung nicht nur durch die Tätigkeit der FMLN, sondern auch durch die Folgen, die diese Aktionen unter den Streitkräften, Sicherheitsorganen und paramilitärischen Gruppen heraufbeschwören.

Trotz der erheblichen Schwierigkeiten und Einschränkungen ergeben sich verschiedene Möglichkeiten aus mehr oder weniger sicheren Formen der Unterstützung.

«Die USA benötigen ein demokratisches Bild ...»

Zum ersten kommt die wichtigste Unterstützung aus den USA, die zumindest zurzeit für ihre Pläne in El Salvador eine zivile Regierung brauchten, welche die Macht unter Vorzeichen von Wahlen erlangt hat. Eine erhebliche Einschränkung ergibt sich aus der Tatsache, daß die Unterstützung für die zivile Macht aus dem Ausland kommt, aber da die USA ebenso auf diese Hilfe angewiesen sind, wird sie zu einer Waffe, welche die salvadoreanische Regierung zu ihrem Nutzen einsetzen kann. Die extreme Rechte konnte getrost eine Terrorpolitik im Vertrauen darauf durchführen, daß die USA ihre Hilfe nicht abschlagen konnten, die auch in ihrem eigenen Interesse gewährt worden war. Eine zivile, demokratische Regierung kann sich also auf die US-Hilfe verlassen, ohne sich hundertprozentig dem Diktat der USA unterwerfen zu müssen. Die USA benötigen ein demokratisches Bild in El Salvador, damit die nötige Hilfe im Kongreß bewilligt wird. Die salvadoreanische Regierung kann mit dieser Notwendigkeit und der dringenden Aufrechterhaltung des demokratischen Bildes spielen, um einen größeren politischen Entscheidungsraum zu erzwingen. Einige Grenzen werden wohl unüberwindbar sein, aber man kann versuchen, sie etwas weiter zu stecken. Auf jeden Fall kann sie mit ausreichender Unterstützung der USA rechnen, um zu gewährleisten, daß es keinen Putsch, keinen militärischen Sieg der FMLN und keinen wirtschaftlichen Kollaps geben wird und daß die Aktionen der Todesschwadronen besser kontrolliert werden.

Zum zweiten müssen die Streitkräfte Erwähnung finden. Bei ihnen hat sich ein allmählicher Wandel nach dem 1979 durch die Militärjugend erprobten Wechsel vollzogen. Dieser Wandel war hauptsächlich durch den Kriegsablauf bedingt. Als der Krieg die Gewalt gegen die Zivilbevölkerung zu brauchen schien, wurde sie auch systematisch angewandt. Heute, wo die Reagan-Administration auf ein neues Image angewiesen ist, ändern sich die Taktiken der Verletzungen von Menschenrechten. Aufgrund der Abhängigkeit der Streitkräfte von den USA im Hinblick auf Ressourcen und Berater ist ein Aufstand der Militärs gegen das Diktat der Nordamerikaner nicht anzunehmen. Die Streitkräfte sind heute mehr und mehr von den USA als von der Oligarchie abhängig; sie sind allmählich nicht mehr den Interessen des mächtigen Privatunternehmertums, wohl aber den USA unterstellt. Das Hauptproblem ist der Krieg, und für den Krieg ist die Hilfe der USA ausschlaggebender als die des salvadoreanischen Kapitals. Da sich die Streitkräfte der US-Politik fügen und diese eine eindeutige Unterstützung für die neue Regierung beinhaltet, kann auch die Unterstützung des Militärs erwartet werden.

Die Streitkräfte präsentieren sich nicht mehr als Sympathisanten von ARENA, aber auch nicht zugunsten der Christdemokratie; bleibt abzuwarten, ob sie Partei für die Regierung ergreifen. Unter diesen Umständen ist von seiten der Streitkräfte, was Reformen und die politische Führung – mit Ausnahme der Verhandlungen – anbelangt, nicht mit Schwierigkeiten zu rechnen. Einen Versuch, der auf ihre Schwächung abzielt, werden sie jedoch nicht hinnehmen. Sie werden keine Untersuchung

[1] In: El Salvador: Der Aufschrei eines Volkes. Ein Bericht der Zentralamerikanischen Universität in San Salvador (Entwicklung und Frieden. Dokumente, Berichte, Meinungen, Band 16). Grünewald-Verlag Mainz – Kaiser-Verlag München 1984, ca. 144 S., ca. DM 16,80. Dieser Band befaßt sich im letzten Teil mit der Situation nach den Wahlen 1984. Er konnte deshalb nicht – wie ursprünglich geplant – schon im Februar 1984 erscheinen.

über ihre angebliche Beteiligung an Menschenrechtsverletzungen tolerieren; sie könnten eventuell zulassen, daß eine größere Überwachung stattfindet, um Aktionen wie in der Vergangenheit auszuschließen. Einen drastischen Verlust ihrer faktischen Privilegien und ihrer Beteiligung an nationalen Entscheidungen werden die Streitkräfte nicht hinnehmen. Die Möglichkeiten, die der neuen Regierung bleiben, lassen sich auch daran ablesen, daß dieselben militärischen Befehlshaber mit einigen kleinen, obgleich notorischen Ausnahmen, die auf Vorwürfe von Menschenrechtsverletzungen und klarer ARENA-Sympathie zurückzuführen sind, im Amt bestätigt wurden.

Die Rolle der öffentlichen Meinung und des Bürgerwillens

Zum dritten besteht die Unterstützung im Wahlsieg selbst, wobei es sich in erster Linie um eine legale und moralische Stütze handelt, die aber deswegen nicht uneffektiv ist. Es existiert ein gewisses kollektives Bewußtsein darüber, daß eine demokratisch gewählte Regierung die Macht auch demokratisch ausüben soll. Das ist schon etwas. Die oppositionellen Kräfte, die eindeutig die Unterstützung des Großteils der Massenmedien hinter sich wissen, haben es mit dem Aufruf an ihre Wähler gegen die mehrheitlich und frei gewählten Vertreter nicht leicht. Die beim zweiten Urnengang besiegte Partei bereitet sich auf ihre politische Vorgehensweise unter der Prämisse vor, daß sie die Wahlen mit 52 Prozent gewann und ihr der Sieg bei der Auszählung aus den Händen gerissen worden sei. Sie weiß nur zu gut, daß das nicht der Fall war. Eine solche Unterstellung erlaubt ihr jedoch ein weit kritischeres Vorgehen gegen eine Regierung, die nach ihrem Ermessen durch Wahlbetrug an die Macht gekommen ist. Sowohl die nationale als auch die internationale öffentliche Meinung wissen sehr wohl, daß kein Wahlbetrug stattgefunden hat und daß eine demokratisch gewählte Regierung respektiert zu werden hat.

Zum vierten kann das Anliegen der Mehrheit herangezogen werden, das besagt, daß etwas seitens der Regierung getan wird und daß man eine Regierung bei der Suche nach Lösungen agieren lassen soll. In El Salvador kann durch die öffentliche Meinung und den Bürgerwillen nicht viel erreicht werden, wie die Wahlen von 1972 und 1977 belegen. Aber trotzdem können sie etwas bewirken. In der Tat spürt man eine andere Atmosphäre, die nicht aus der öffentlichen Meinung und dem Bürgerwillen hervorgeht, aber beide tragen dazu bei. Die öffentliche Meinung und der Bürgerwille können für Sieg oder Niederlage bei den nächsten Wahlen ausschlaggebend sein, wodurch sie zu einem wirksamen Werkzeug werden. Dies wird zu neuen Maßnahmen führen und dazu, daß keine Partei diese Vorgänge erschwert, deren Scheitern ihnen die absolute oder relative Niederlage bescheren könnte. Wir erleben derzeit ein neues Erwachen des Volkswillens für eine politische Übernahme der Verantwortung. Nun werden nicht mehr nur die Unternehmerkreise Maßnahmen zum eigenen Vorteil erzwingen, sondern auch die gewerkschaftlichen Gruppen werden mit Hilfe von Streiks und Manifestationen Einfluß nehmen.

Zum fünften spielt der internationale Imagewandel eine Rolle. Die unterschiedlichen Regierungen zwischen 1980 und 1984 haben unter Vorbehalt und hartnäckiger Opposition seitens vieler Staaten gelitten, trotz der US-Bemühungen, diesem entgegenzuwirken. Das hat sich durch den Amtseintritt des durch die Mehrheit der Wähler frei gewählten Präsidenten geändert. Die Regierung beginnt also mit einem Guthaben zu ihren Gunsten, das sich, werden die Regierungsgeschäfte gut verwaltet, auf die fünf Jahre ihres möglichen Mandates verlängern kann. Verschiedene, nicht nur von Christdemokratien regierte Länder werden ihre Einstellung gegenüber der salvadoreanischen Regierung und der FDR-FMLN revidieren. In diesem Sinne sind die Glückwünsche der Sozialistischen Internationale an den neuen Machthaber sowie die zahlreiche Anwesenheit von wichtigen entsandten Vertretungen beim Amtsantritt nicht zu unterschätzen. Diese neue Art von Unterstützung wird nicht nur einige Aktionen der neuen Regierung begünstigen, sondern kann auch in gewissem – wenn auch begrenzten – Umfang den Einfluß der Reagan-Administration schmälern.

Das alles hat ja seine Geschichte ...

«... wenn er dann doch noch achtzig wird, gerät man in Verlegenheit»: Mit dieser sarkastischen Bemerkung hast Du, lieber Mario*, im Februar dieses Jahres die Situation gekennzeichnet, die eintritt, wenn ein Achtziger schon zu seinem 75. Geburtstag gefeiert worden ist, daß man nämlich sein Leben und seine Taten erzählt hat, «als sei er bereits gestorben». Nun ist das Gottseidank vor fünf Jahren Dir gegenüber nicht geschehen. Aber die Verlegenheit stellt sich trotzdem ein: denn, sei es der 80. oder der 75. Geburtstag, für einen biographischen Rückblick ist es, um bei Deinen Worten zu bleiben, «fast wie ein unpassender Termin». Er ist unpassend, weil er «abschließend» wirkt, als ob es danach nichts mehr zu erwarten gäbe. Dem gerade aber hast Du widersprochen, als Du im Februar diese Bemerkungen machtest. Ging es doch um Deinen Freund Dom *Helder Câmara,* dessen 75. Geburtstag mit dem Termin seiner möglichen Ablösung als Erzbischof von Olinda und Recife zusammenfiel. Du hast ihn nicht auf die «biographische» Art gewürdigt, sondern mit dem Akzent auf seine in die Zukunft weisenden Wirkungen. Du sahst ihn mitten in einer Aufbruchbewegung der Kirche mit einer «Aufgabe des Ausgleichs» betraut, die er erst noch vor sich habe, und Du entdecktest als sein «innerstes Wesen» den «Künstler», den «Dichter», mit dessen Träumen und Visionen Du Dich eins wußtest.

Wenn ich Deine kurze Skizze über Dom Helder lese, so sehe ich sie in derselben Blickrichtung verfaßt wie das Buch, das man Deinen einzigen größeren biographischen Versuch nennen kann, bei dem Du aber auch nicht «biographisch» vorgegangen bist: ich meine Deinen *Franz von Assisi,* den Du mit *Gelebte Zukunft* überschrieben hast. Was Dich dazu führte, darüber hast Du kürzlich in einem Interview, das *Reinhold Iblacker SJ* mit Dir im Rahmen einer Videoaufnahme machte, einige Aufschlüsse gegeben. Ich durfte das Typoskript einsehen. Iblacker fragte nach Kontext und Motivation: Warum Du dieses Buch geschrieben habest. Da hast Du eine ganze Geschichte erzählt. Sie begann mit Deinem großen, schönen Konzilsbuch, das dem ursprünglich vorgesehenen Verlag zu riskant wurde, das dann ein weniger kirchennaher Buchmacher herausbrachte, der Dich alsbald bekniete, sozusagen als Gegenlei-

* Mario von Galli vollendet am 20. Oktober sein achtzigstes Lebensjahr. Als er 1936 unsere Zeitschrift, damals «Apologetische Blätter» genannt, mitbegründete, war es ein Jahr her, daß ihn das nationalsozialistische Deutschland ausgewiesen und seiner Rednertätigkeit zur Aufklärung der katholischen Bevölkerung über Rosenbergs «Mythos des 20. Jahrhunderts» u.a. ein Ende gesetzt hatte. Nach Kriegsende nahm er zunächst seine Vortragstätigkeit im süddeutschen Raum wieder auf, stieß dann aber bald zur Redaktion «Dokumente», einer Zweimonatsschrift, die wesentlich zur deutsch-französischen Verständigung beitrug. 1949 in die Schweiz zurückgekehrt, war er bis 1972 Chefredakteur der «Orientierung». Er arbeitete ferner in der Redaktion von «Christ in der Gegenwart» mit und zeichnet heute als Herausgeber dieses in Freiburg/Br. erscheinenden Wochenblatts. Weitherum bekannt ist Mario von Galli als Redner in Rundfunk und Fernsehen. Seine Konzilsberichterstattung mündete in dem großen, gemeinsam mit Bernhard Moosbrugger gestalteten Bild- und Textband *Das Konzil und seine Folgen.* Er wurde mehrmals aufgelegt und in verschiedene Sprachen übersetzt, ebenso wie sein 1970 erschienenes Franziskusbuch *Gelebte Zukunft: Franz von Assisi* (beide Bände bei C.J. Bucher AG, Luzern/Frankfurt a.M.). 1977 erschien von ihm *Unser Vaterunser* (Pendo-Verlag, Zürich), und derzeit bereitet der Verlag Walter in Olten ein Bändchen über seine Gespräche mit Reinhold Iblacker vor.

stung – «eine Hand wäscht die andere» – zu von ihm erworbenen Farbaufnahmen aus Assisi ein Franziskusbuch zu schreiben. Mit dieser Geschichte war freilich nur der erste Teil der Frage beantwortet, und so insistierte der Fragesteller: Warum nie über Ignatius? Die Antwort verdient hier wörtlich festgehalten zu werden: «Das ist bei mir halt immer so: Ich mache nur Dinge, zu denen ich mehr oder weniger genötigt werde. Ich habe nie mein Leben bestimmt, nie!»

Das ist ein umfassender autobiographischer Satz. Du hast ihn mit folgender verblüffender Aussage erläutert: «Was Gott jetzt konkret von mir will, *das* weiß ich nicht.» Aber, so fuhrst Du fort, da sei die Umwelt, in die er Dich hineingestellt habe: «Durch all das will er mir etwas mitteilen. Und darum sage ich mir: Das mußt du dann eben aufnehmen, ob dir das paßt oder nicht paßt.» Und dann hast Du weiter erzählt, wie Du beim Franziskusbuch die längste Zeit gemeint hast, Du seiest «hereingefallen», Du könnest das nicht, es gelinge Dir nicht, Dich wirklich in den Franziskus hineinzudenken, und wie es Dich mit der Zeit doch gepackt habe. Da hätte ich natürlich sogleich gefragt, *was* das war, was Dich gepackt hat. Aber Dein Interviewer stellte die Frage sozusagen umgekehrt. Er hatte beim Lesen des Buches den Eindruck, *Du* habest Deine eigenen Erwartungen, Deine ganzen Hoffnungen hineingepackt, und so habest Du die Gelegenheit wahrgenommen, das zu tun, was Du selber wolltest, nämlich ein Zukunftsbild der Kirche zu entwerfen. Er ging so weit, zu fragen, ob das Buch nun mehr ein Galli oder mehr ein Franziskus sei. – «Das ist natürlich eine Mischung», gabst Du zur Antwort, «aber ich kann es verantworten, daß ich das dem Franziskus in die Schuhe schiebe. Ich habe nur das von ihm geschrieben, von dem ich glaubte, es wirklich in ihm zu finden. Daß das zugleich meine Ideen sind, hat mich beim Schreiben natürlich bestärkt.» Und es folgte eine weitere Geschichte, die Du als Antwort für jene bereit hattest, die Dir das Buch ausreden wollten und Dir prophezeiten, Du werdest es nie schreiben, weil Du ja keiner von dieser Richtung, kein Franziskaner oder dergleichen seiest.

Dein Wort von der «Mischung», mit dem Du Deine Faszination für Franziskus zur Sprache bringst, klingt aber irgendwie zeitlos. Das Buch schriebst Du Ende der 60er Jahre, und auch wenn es eine Zukunftsvision enthält, knüpfte es an die damlige Situation an. Bei Dir wirkten die Erlebnisse und Erfahrungen am Konzil nach, und so fragte der Interviewer, ob Dein Franziskus nicht in erster Linie Deine Konzilsbegeisterung weitertrage. Du hast das nicht abgestritten. Du hast als Beispiel die neue Wertschätzung der Armut genannt, die in einer größeren Gruppe von Konzilsvätern (die Gruppe der «Propheten» um Helder Câmara) zu spüren war, die auch da und dort in den Dokumenten auftaucht und die tatsächlich in der «Kirche der Armen» zur gelebten Zukunft wurde. Als Du das Buch schriebst, war all dies noch in Dir lebendig, und auch jetzt noch, vor der Kamera, hast Du ausgerufen: «Ich kann mich ja nicht spalten wie ein Holzscheit und sagen: ‹Dieser Teil ist Konzil und der andere Teil von dem Scheit ist Franziskus›; sondern ich bin ein ganzer Mensch, nicht wahr?»

Aber die Frage beinhaltete natürlich noch etwas anderes: Ob nämlich die Erwartungen und Hoffnungen, die bei Dir aus dem Konzil flossen, auch im Horizont der Erwartungen und Hoffnungen einer möglichen Leserschaft an der Wende der 60er zu den 70er Jahren lagen. Das hast Du an der Frage mitherausgehört, und Du hast, statt inhaltliche Stichwörter, z.B. aus den Kapitelüberschriften, anzugeben, wiederum eine Geschichte erzählt. Wie nämlich das fertige Manuskript bei denen, die es bestellt hatten, aufgrund des Urteils eines «sehr kritischen Herrn» bereits durchgefallen war, als die Verlegerin nach Frankfurt an die Buchmesse fuhr: «Sie fragte dort die jungen Leute, die sie erwischte, aus, was sie heute ärgert und was sie nicht ärgert, was sie ersehnen und was sie nicht ersehnen. Sie kehrte zurück und sagte zum Entsetzen der übrigen: ‹Das Buch wird so verlegt, wie *er* es geschrieben hat. Ich habe alle jungen Leute gefragt, und die sind durchaus dieser Meinung. Das Buch antwortet auf ihre Probleme. Das kann ich euch schwarz auf weiß liefern. Ich habe alles aufnotiert. Und die Verlegerin bin ich.›»

In dieser Geschichte, lieber Mario, spürt man Deine unverhohlene Genugtuung darüber, daß das Buch dann doch herauskam; zugleich erfährt man, daß Du nicht nur über jemanden, sondern *für* jemanden geschrieben hast, und daß Dir dies vor allem am Herzen lag. Die Geschichte ist aber auch ein Beispiel Deiner Fähigkeit, zu erzählen, Spannung zu wecken, das Ergebnis zur Überraschung werden zu lassen. Dir hielt das Leben immer Überraschungen bereit; deshalb hieß es schon früh, Du könnest von einer Bahnfahrt nach Küsnacht – drei Stationen den Zürichsee hinauf – mehr erzählen als ein anderer von einer Weltreise. Immer hast Du etwas erlebt und immer hat Dir Deine Phantasie den Rest dazu gegeben. Wie Du zum Beispiel die Verlegerin in Szene setzest – ich habe sie ja auch gekannt, und ich könnte bestätigen, daß sie für ihre Autoren einzustehen wußte – ist fabelhaft und läßt sie sozusagen zu Deinem *alter ego* werden. Du triumphierst darüber, wie diejenigen, die den Anspruch erheben, sich ex professo und intensiv mit Deinem Buch befaßt zu haben, schachmatt gesetzt werden durch diese Chefin, die es versteht, monatelang die Unbeteiligte zu spielen, um im entscheidenden Moment dort aktiv zu werden, wo es drauf ankommt: bei den potentiellen Lesern. «Ich habe alle jungen Leute gefragt, und die jungen Leute sind durchaus dieser Meinung»: Diese grandiose Übertreibung erinnert an den Erzähler der Sintflutgeschichte, der die ganze Welt ersäufen ließ. Aber der Witz liegt im Adjektiv: alle *jungen* Leute – von denen die «Herren» in ihren Bürosesseln trotz des eben durchlittenen Jahrs 68 offenbar wenig wußten und an die sich nun ausgerechnet diese Dame vorgerückten Alters herangerudert hatte.

Wenn ich ‹Witz› sage, so meine ich die Kunst, das Leben und die Menschen in ihren *Paradoxen* zu sehen. Blättere ich zum Beispiel in Deinem Konzilsbuch, so entdecke ich diese Erzählart vor allem in Deinen Bildlegenden. Du berichtest eine Tatsache oder eine Eigenschaft, die – vielleicht mit einem «obwohl» – in eine Richtung weist, und dann kommt ein «und doch», das einen zwingt, den Kopf auf die andere Seite herumzuwerfen: das nicht oder kaum zu Erwartende ist zur Kenntnis zu nehmen. Zum Beispiel in der Bilderfolge von Theologen am Konzil. Da gab es die offiziellen vom Papst berufenen Experten (Periti) und die nur von Bischöfen mitgebrachten theologischen Berater, die allenfalls noch hinterher zum Peritus aufstiegen. Da reizte es Dich, die paradoxen Elemente aufzuzeigen: bei denen, die «es» wurden, und bei denen, die es nicht wurden. Und so lese ich auf S. 130 von P. *Henri de Lubac SJ* (heute Kardinal), wie er unter Pius XII. als angeblicher Vorkämpfer der «neuen Theologie» seine Professur in Lyon verlor, wie er dann aber von Johannes XXIII. schon in die vorbereitende theologische Kommission berufen, von afrikanischen Bischöfen und von Kardinal König beigezogen wurde und wie so sein Einfluß wuchs, und zum Abschluß der Legende heißt es: «Gerade damit, weshalb man ihn verurteilt hatte, wurde er wichtig auf dem Konzil!» Das Ausrufezeichen nach diesem Satz bezeugt Deine Freude an der doppelten Rehabilitierung der Sache und der Person.

Ich brauche nur eine Seite weiterzublättern und stoße neben dem Bild des aufrecht am Mikrophon stehenden amerikanischen Jesuiten *Murray* auf folgende Sätze: «John Courtnay Murray S.J. – vergeblich sucht man auch seinen Namen unter den päpstlichen Konzilsperiti bis zum Jahre 1964. Und doch verdankt das Konzil gerade ihm die Erklärung zur Religiösen Freiheit, zumal in ihren drei letzten Fassungen. Von den beiden früheren war er selbst beim Sekretariat für die Einheit der Christen ausgeschlossen, obwohl er in den Vereinigten Staaten als der große Fachmann in dieser Frage bekannt war.» Und als ob es der Gegensätze noch nicht genug wären, fügst Du am Schluß hinzu: «Am Ende der dritten Session erlitt er einen Herzin-

farkt, doch in der vierten war er unermüdlich wieder zur Stelle!» Und wieder ein Ausrufezeichen.

Wenn ich diese Deine Texte heute wieder lese und auch an die Berichte zurückdenke, die Du – wöchentlich im Rundfunk und halbmonatlich als «Brief aus Rom» hier in der «Orientierung» – vom Konzil und den anschließenden Bischofssynoden verfaßt hast, kommt mir in den Sinn, daß ich Deine Art, Gegensätze zuerst herauszustellen (meist an vorausgegangene Pressedarstellungen anknüpfend) und dann mehr oder weniger aufzulösen, manchmal als ein Herunterspielen und vielleicht vorschnelles Harmonisieren empfunden habe, bei dem irgendwie die «apologetische» – oder soll ich sagen «pastorale»? – Absicht durchschimmerte, dem Ganzen der Kirche (Konzil *und* Kurie, Mehrheit *und* Minderheit usw.) trotz aller Gegensätze jene Kennzeichen von Weisheit abzugewinnen, die auf eine gute Vorsehung, wenn nicht gar auf einen «göttlichen Plan» (Johannes XXIII.) schließen lassen.

Aber das wäre nicht alles. Im RGG-Lexikon (Die Religion in Geschichte und Gegenwart) wird die Paradoxie als ein Satz bezeichnet, der einer verbreiteten Meinung (doxa) oder noch eher einer Erwartung widerspricht und somit einen Überraschungseffekt hat. *G. Patzig,* der Verfasser des Beitrags, meint weiter, den gängigen Erwartungen (dem «Common sense») sei sowohl das offensichtlich Falsche wie das tiefliegende Wahre entgegen. Und eben deshalb gerieten neue Einsichten, die «der gewöhnlichen Weltansicht nicht bloßes Zulernen, sondern *Umlernen* abfordern», in das «Zwielicht der Paradoxie». Hier, so scheint mir jetzt, klingt etwas von Deinen eigentlichen Anliegen an. Außerdem habe ich bei Dir einen Umgang mit paradoxem Denken gefunden, der Abbau von Vorurteilen möglich macht, und zwar dann, wenn ein Mensch anders handelt, als von ihm gemeinhin erwartet wird. Als vor zwei Jahren *Ladislaus Boros* starb, hast Du seinen Lebenslauf im Zeichen von Paradoxen gedeutet, und zum Schluß schriebst Du von dem «großen Paradox, das sein ganzes Leben, seine Wahrhaftigkeit und Bedeutung in Frage zu stellen schien»: daß er den Orden verließ, sich laisieren ließ und heiratete. Und nachdem Du die «vielen Fäden dieses Gewebes» (Krankheiten, Lebensschicksale, soziale Momente) nur eben angerührt hast, bekennst Du als Deine «klare und feste Überzeugung»: daß «mein Bruder Ladislaus Boros den Willen Gottes erfüllt hat und seiner Führung gefolgt ist». Die Paradoxie ist hier nicht mehr Zwielicht, sondern die Helle eines vollen Engagements für diesen Menschen.

Lieber Mario, als Du kürzlich eines Morgens statt wie gewöhnlich um sechs, erst um sieben Uhr zum Frühstück kamst und wir so zusammentrafen, kam die Rede auf ein Unwohlsein, das der Grund für Dein späteres Aufstehen war, sowie auf diese oder jene guten Ratschläge für solche Fälle. Du sagtest, daß solchen Ratschlägen zufolge Du schon längst tot wärest, und, nach einer Pause, fügtest Du hinzu: «Das alles hat ja seine Geschichte.» Dieses kleine Sätzchen hat in mir gearbeitet. Es hat mich ermutigt, einige Schritte in Deiner Geschichte zurückzugehen und so vielleicht ein paar Züge von Dir einzufangen und hier weiterzuvermitteln. Ich hoffe, Deine Äußerungen bei ihrer notwendigen Verkürzung nicht verzerrt zu haben. Eines aber möchte ich zum Thema Paradoxie hinzufügen. «Das Paradox liegt bei Gott selbst, der ein großes Geheimnis ist», hast Du am Schluß des zitierten Nachrufs geschrieben, und daß Dein Bruder Boros uns *dies* bezeugen mußte. Ich meine, lieber Mario, daß ich Dir und uns nur von ganzem Herzen wünschen kann, daß auch Du uns dies noch weiter bezeugst.

Dein *Ludwig Kaufmann*

«Ein alter Mann möchte junge Rebellen ermutigen ...»

Zu einem Buch von Ernst Käsemann

Die Verfettung von Herz und Hirn macht in der Wohlstandsgesellschaft derartige Fortschritte, daß es für uns und unsere Welt lebenswichtig wird, aus dem Alten und Neuen Testament die rebellischen Stimmen statt bloß die einschläfernden Melodien zur Rechtfertigung von Gesetz und Ordnung der Etablierten zu vernehmen. Wenn der Gottesknecht um unseretwillen ins irdische Inferno steigt und auf Golgatha stirbt, verleugnet man das Evangelium, mißbraucht man die Bibel und den christlichen Glauben, wird man der kirchlichen Aufgabe und Verheißung untreu, wenn man nicht mehr sichtbar und hörbar im Namen der göttlichen Freiheit zu Protest und Widerstand antritt (198).

Daß wir einige Fesseln im nationalen und sozialen Bereich losgeworden sind, darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß die babylonische Gefangenschaft der Kirche anhält. Babylonisch ist jene Gefangenschaft, in welcher sich die Kirche immer gründlicher in sich selbst verstrickt und schließlich zu ihrem eigenen Denkmal und Museum wird; in welcher ihre Glieder unentwegt sich gegenseitig und allein den frommen Puls fühlen; in welcher die Ämter und Dienste dem Spezialistentum unterliegen und an Konventionen gemessen werden; in welcher die Predigt in erschreckendem Ausmaß an Schablonen ausgerichtet ist und Langeweile verbreitet; in welcher die Konfessionen ihren Besitzstand wahren und mehren, obgleich der normale Gottesdienstbesucher ihren Sinn nicht mehr begreift; in welcher das Alte in trügerischem Glanz aus dem Schutt entsteht und der Schein das Sein rechtfertigen muß. Zum Leben gehört passiv und aktiv die Provokation (88).

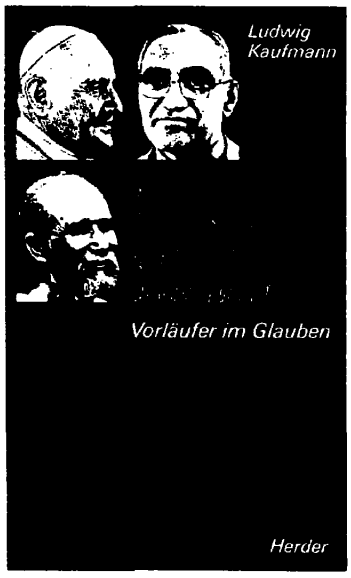
Unser Verhalten zur gequälten Welt und ihren ungerechten Strukturen erscheint nicht so wichtig, wenn nur Rechtgläubigkeit konstatiert werden kann und fromme Erlebnisse gemacht werden. Wo man den Geist erfährt, der in den Himmel reißt, mag Lazarus ungesehen vor der Türe krepieren, läßt man den Kapitalismus die Reichen reicher und die Armen ärmer machen, bleibt das Kreuz des Nazareners eine rührselige Geschichte, aber nicht der Ort, wo man Gottes und der Menschen Wahrheit erkennt und in den irdischen Dienst der Gnade tritt. Die erneuerte und radikalisierte Vernunft des Christen beginnt auf Golgatha (123).

Daß man uns unsere Auferstehungshoffnung nicht mehr abnimmt oder sie in einen Glauben an die Unsterblichkeit der Seele hinein verflüchtigt, hat damit etwas zu tun, daß die Christen so ordentliche Bürger geworden sind. Auferstehung der Toten hat keinen Platz im Reiche der bürgerlichen Ordnung oder im Irgendwann und Irgendwo hinterher. Wer auf sie hin zu leben und zu sterben riskiert, dem ist alles zuzutrauen, bloß nicht die Bravheit des Untertanen. Der lebt aus dem ersten Gebot und begegnet darum Tag für Tag den Götzen, denen er widerstehen muß (148).

Zu lange haben die alten Kirchen mit den Mächtigen paktiert und sich auf eine bürgerliche Mittelschicht gestützt, die Schreie der Verdammten in dieser unserer Welt jedoch überhört oder sogar verachtet (224).

Wo man auf einen neuen Himmel und eine neue Erde wartet, wird man sich sehnsüchtig und leidenschaftlich auch nach einer zutiefst erneuerten christlichen Kirche ausstrecken dürfen und müssen, und zwar jeder an seinem Ort und im Widerspruch zur frommen Selbstverherrlichung oder sogar Vergötzung der eigenen Gemeinschaft. Der kommende Gott wird nie durch schon vorhandene Institutionen ersetzt, sein heiliger Geist nie durch unsere religiöse Tradition überflüssig gemacht (222).

«Laien» gibt es nur in dem Sinn, daß wir alle es als Glieder des Gottesvolkes sind, zugleich auch alle «Priester». Wer beides einander konfrontiert und das durch ein Kreuz auf dem Bauche reichlich lästerlich oder lächerlich öffentlich dokumentiert,



Ein exemplarischer Ausblick auf Glauben und Kirche von morgen

160 Seiten, Paperback
Fr. 15.70/ DM 16,80
ISBN 3-451-20264-6

Gestalten, die jede auf ihre Weise deutlich gemacht haben, wie Glaube und Kirche in Zukunft aussehen könnten, die Grenzen hinter sich ließen und neue Glaubens- und Lebenshorizonte eröffneten: Johannes XXIII., der die Kirche aus dem Ghetto führte und den Kern des Evangeliums in der Welt von heute zum Leuchten brachte; Charles Foucauld, der alles verließ, in die Wüste ging und zum Weizenkorn für ein neues, mitten in der Welt wirkendes Christentum wurde; Oscar Romero, der die Gemeinschaft mit den Unterdrückten suchte und zum Märtyrer der Kirche der Armen wurde.

VERLAG HERDER

versündigt sich an der Ehre der Auserwählten Gottes, welche nach 1 Kor 6,2 einst die Welt richten werden und schon heute ihre Ordnungsfunktionäre in den Kirchenleitungen mehr kritisch als nachsichtig kontrollieren sollten (13).

Diese markanten und provozierenden Sätze entstammen dem Band 1 des Werkes *Kirchliche Konflikte* von *Ernst Käsemann.*[1] Bei den zugegebenermaßen etwas aus dem Zusammenhang gerissenen Sätzen handelt es sich nicht um Rosinen, die in dem 244 Seiten starken Buch da und dort zu finden wären; die Sätze vertreten durchwegs den Stil des gesamten Buches. Es gibt keine Seite, bei welcher man nicht versucht ist, das so treffend Gesagte zu unterstreichen, um es sich zu Herzen zu nehmen oder um am Rand ein Ausrufezeichen, seltener ein Fragezeichen, hinzusetzen.

Ernst Käsemann, 78jährig, war einer der anregendsten Neutestamentler des deutschen Sprachraumes. Zuerst Pfarrer, nach dem Zweiten Weltkrieg dann Professor für Neues Testament in Mainz, Göttingen und Tübingen, hat Käsemann nie nur zu fachspezifischen Fragen Stellung bezogen; seine engagierten Schriften haben (fast) immer über die neutestamentliche Fachdisziplin hinausgegriffen und nie nur Wissenschaftler, sondern Kirche und Ökumene bewegt. Als 1976 zu seinem 70. Geburtstag die Festschrift *Rechtfertigung* erschien[2], hat F. G. Lang fast ein Dutzend Seiten gebraucht, um die Titel von Käsemanns Publikationen seit 1933 unterzubringen.[3] Ernst Käsemann war Schüler von *Rudolf Bultmann,* des «letzten bedeutenden Vertreter(s) jener radikal historischen Kritik ..., die vor rund 150 Jahren von dem Tübinger Ferdinand Christian Baur begründet wurde» (237). Verhältnismäßig früh hat sich dann aber Käsemann von Bultmann distanziert. Erster Anlaß dafür war Bultmanns Kommentar zum Johannesevangelium (1941). Da Käsemann das Vorhandensein einer Redequelle im Johannesevangelium und ihren heidnischen Ursprung ablehnte, mußte er versuchen, die mythologisch klingenden Aussagen christlich zu deuten, was ihm nur gelingen konnte, wenn er Bultmanns Interpretation auf den Kopf stellte. «Das Evangelium spiegelt und projiziert das Ostergeschehen in Jesu Erdenleben. Als Erhöhter handelt der johanneische Christus schon irdisch. Er ist der Gottessohn, und darum ist seine Herrlichkeit das zentrale Thema, seine Fleischwerdung nur Mittel zu deren Offenbarung» (239).

Daraus ergab sich konsequenterweise eine zweite Feststellung. Käsemann durchschaute im radikalen Entmythologisierungsprogramm Bultmanns die Gefahr der Ent-historisierung. Am deutlichsten zeigte sich dieses Problem in der Jesusfrage. Da für Bultmann von Jesus historisch nichts weiter festgemacht werden kann als das «Daß des Gekommenseins», ist Jesus für ihn (nur) Anlaß, nicht Inhalt des Glaubens. Das Evangelium tritt nicht mit dem irdischen Jesus, sondern mit Ostern auf den Plan. «Das Wort der christlichen Predigt, faktisch also der Kirche, ersetzt ihn, wie der Paraklet der johanneischen Abschiedsreden es tut» – so deutet Käsemann diesen Sachverhalt (239), und er fragt: «Wird man dann aber nicht fragen müssen, ob nicht die Ekklesiologie die Christologie in ihren Schatten stellt, natürlich protestantisch modifiziert, nämlich in der zentralen Betonung der Anthropologie?» (ebd.)

Die weltweite Herrschaft des Gekreuzigten

Im Studium anderer theologischer Entwürfe des Neuen Testaments, die sich nicht von einer in die Mitte gerückten Inkarnationslehre und der damit verbundenen Anthropologie einigen lassen, entdeckt Käsemann in der Christologie in variierenden Aspekten das Zentrum des Neuen Testaments. Von dieser Christologie her sei am ehesten Sachkritik am Kanon zu üben. «So wichtig, ja unaufgebbar ihre Relation zum glaubenden wie nichtglaubenden Einzelnen sind, darf sie jedoch nie allein oder hauptsächlich auf Individuen bezogen werden. Verkündigt wird vielmehr, aufs höchste ernstzunehmen, der Weg des Nazareners zur Weltherrschaft, die im einzelnen Glaubenden konkret und sichtbar wird. Die Kirche ist als Gemeinschaft der Nachfolger dieses Herrn Anbruch der eschatologisch neuen Schöpfung. Predigt ist legitim, sofern sie die Identität Christi mit dem als Mensch ins Inferno der Erde Gekommenen, dem Gekreuzigten und zum Herrn der Welt Erhöhten festhält. Daß auch der Auferweckte einzig an den Kreuzeszeichen erkannt werden kann, scheidet das Evangelium von Ideologie und Mythos» (240). Und weiter: «Nicht das Selbstverständnis des Glaubenden als Ruf zur Menschwerdung des Menschen, sondern die weltweite Herrschaft des Gekreuzigten wurde mir der Skopus der Predigt, der Jüngerschaft und neues Selbstverständnis begründet, die kritische Unterscheidung der Geister ermöglicht und Christen auch vom klassischen Idealismus in all seinen Spielarten abhebt.» Die Konsequenz dieser Einsicht: «Ich bin nicht mehr bereit, der Ekklesiologie den Vorrang vor der Christologie zu geben ...» (ebd.).

Das sind einige Sätze aus dem letzten Beitrag des Bandes *Kirchliche Konflikte.* Er steht unter dem Titel «Was ich als deutscher Theologe in fünfzig Jahren verlernte» (233–244); der Beitrag zeigt aber auch, was Käsemann in den fünfzig Jahren lernte, weil man aus dem, was jemand zu verlernen bereit ist, auch entnehmen kann, was jemand lernt (233). Eine ganze Reihe höchst interessanter autobiographischer Notizen steht auch im ersten Beitrag des Bandes: «Aspekte der Kirche» (7–36). Zusammen mit dem letzten gibt er einen guten Einblick in den persönlichen «Sitz im Leben» des Verfassers. Freilich bricht das Erlebte und Erlittene auch in anderen Beiträgen durch, so wenn sich Käsemann mit der «europäischen Biedermeierpolitik» auseinandersetzt (153 u.ö.) oder – in dem Beitrag «Geistesgegenwart»

[1] Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1982. Der Titel meiner Besprechung entstammt dem Vorwort dieses Buches. Die Zahlen in Klammern beziehen sich auf die Seitenzahlen des Buches.

[2] J. Friedrich, W. Pöhlmann, P. Stuhlmacher (Hrsg.), Rechtfertigung. Festschrift für Ernst Käsemann. Tübingen und Göttingen 1976.

[3] Vgl. ebenda, S. 593–604.

(141–156) – mit der mangelnden Geistesgegenwart der Kirche ins Gericht geht.

Wie bereits angedeutet, bietet *Kirchliche Konflikte* eine Reihe von 18 Beiträgen. Außer dem ersten, einer Erstveröffentlichung, ist keiner dieser Beiträge länger als 10–15 Seiten. Ursprünglich waren es fast durchwegs Vorträge, Ansprachen und Predigten, die der Verfasser zwischen 1967 und 1981 vor ganz verschiedenen Gremien gehalten hatte und die dann in verschiedenen Zeitschriften zu Papier gebracht wurden. Man ist um die jetzt vorliegende Sammlung sehr dankbar.

Ich habe nun nicht die Absicht, jeden einzelnen der Beiträge vorzustellen. Eher sollen einige Punkte hervorgehoben werden, einige zentrale Themen, die beinahe durch alle Beiträge hindurch die Anliegen Käsemanns signalisieren. Im großen und ganzen dürften sie sich mit jenen Inhalten decken, die Käsemann als deutscher Theologe in fünfzig Jahren dadurch lernte, daß er eben manches *ver*lernen mußte.

► Da ist einmal das *leidenschaftliche Engagement für die Kirche.* Ich nenne dies an erster Stelle, obwohl – oder gerade weil – Käsemann wiederholt den «Primat der Christologie vor und über der Ekklesiologie» hervorstreicht (9; 30; 48; 59; 166). Ich nenne diesen Punkt auch deswegen an erster Stelle, weil er auch bei katholischen Lesern auf Aufmerksamkeit stoßen sollte. Nicht zuletzt veranlaßt mich Käsemann selbst, diesen Punkt hervorzuheben, steht doch der ganze Band unter dem Titel *Kirchliche Konflikte.* Zwar würde man von einem Neutestamentler erwarten, daß er die kirchlichen Konflikte im neutestamentlichen Zeitalter behandelt. Dem ist nicht so. Vom Neuen Testament her kommend, versucht er immer wieder, die Kirche von der Umklammerung durch Konventionen, Ideologien, Politik und Bürgertum loszureißen und unter den Anspruch des Evangeliums bzw. der Christologie zu stellen. Was das bedeutet, wird durch das ganze Buch hindurch immer wieder, beinahe einhämmernd, hervorgehoben, sei es in beißender Kritik an den vorfindlichen Zuständen wie dem Klerikalismus, der Ghettoisierung, der Verbrüderung von Kirche und Bürgertum, sei es in konstruktiven Überlegungen zum Verhältnis Kirche und Welt, Kirche und Politik, Kirche und Frieden. Dabei distanziert sich Käsemann von dem von den Kirchenleitungen gehätschelten Idol der «Volkskirche» ebenso sehr wie von einer verbissenen Elitementalität. «Angesichts ihres weltweiten Auftrags und der ebenso weltweiten Vergewaltigung der Geschöpfe» ist Käsemann «zu dem Schluß gekommen, daß Kirche, und zwar auch und gerade mit ihrer Predigt wie Diakonie in unserer Zeit, zu sein hat die Resistence des erhöhten Christus in einer von ihm beanspruchten und zu seiner Freiheit geladenen Welt» (243–244). Dabei «(sind) Christen und kirchliche Gemeinschaften (...) nur so lange glaubwürdig, wie man von ihnen den stürmischen Schrei vernimmt: ‹Dein Reich komme›» (214).

► Die ungeschminkte und bittere Kritik an der Kirche ist nicht nur verständlich, sondern auch nötig, wenn man die *Ungeschminktheit und Bitterkeit des Kreuzes radikal in die Mitte stellt.* Von dieser Mitte her ist jegliche kirchliche «Ausgewogenheit», die ja oft genug nur Mittelmäßigkeit kaschieren soll, unerträglich. «Es ist schlimm, daß die Christen so oft das bürgerlich Mittelmäßige den Radikalen vorziehen, weil sie deren Manieren stören. Sie sollen, wenn anders der Gekreuzigte ihr Herr ist, selber zu den Radikalen gehören, was dem Wortlaut nach nichts anderes bedeutet, als den Dingen auf den Grund zu gehen und gegenüber dem Oberflächlichen unablässig diesen Grund wieder zum Vorschein zu bringen» (229). Mit Recht ist Käsemann jeglichem Triumphalismus abhold. Mit Blick auf die kirchliche Hierarchie sagt er: «... das irdische Gottesvolk ist die Schar derer, welche das Kreuz auf der Brust nur tragen dürfen, wenn sie es zuvor auf ihrem Rücken mit sich geschleppt haben» (18). Das «Kreuz» ist dabei nun eben gerade nicht eine magische Formel. Die Beiträge «Die Gegenwart des Gekreuzigten» (76–91) oder «Die Verkündigung des Kreuzes Christi in einer Zeit der Selbsttäuschung» (168–178) oder «Kreuz und heilendes Handeln» (179–188) zeigen das ausgezeichnet. Nach Käsemann kommt es «für uns zur Alternative, Zeugen dessen zu sein, welchen der sterbende Christus seinen Vater nennt, oder zu beanspruchen, als Herren des eigenen Geschicks zu gelten und uns gegen einen vermeintlich unterliegenden Gott auf jede mögliche Weise durchzusetzen» (171). «Sieghaft ist der Mann vom Kreuz zunächst einmal darin, daß er die Illusionen durchbricht, mit denen wir uns vor der Wirklichkeit der Welt abschirmen» (173).

Der Imperativ des ersten Gebotes

Im Namen des Gekreuzigten scheut sich Käsemann nicht, auch einige kritische Äußerungen gegenüber der Befreiungstheologie zu machen, obwohl er ihr sonst eher wohlwollend gegenübersteht (212). Die Freiheit des Glaubenden darf nicht «Vinceremos» schreien, «ohne zu bedenken, daß das Volk des Auszugs in der Wüste umgekommen ist und Golgatha kein Unglücksfall und keine letzte Barriere auf der Siegesbahn von Stürmern war» (20). Was das beispielsweise für das Herrenmahl oder für die Eucharistiefeier bedeutet, lese man im Beitrag «Gäste des Gekreuzigten» (128–140) nach. Herrenmahl kann nach Käsemann in unserer Zeit nur «in Reue und Protest» gefeiert werden (137). Denn: «Das Herrenmahl ist das Fest nicht nur der zutiefst Unwürdigen, sondern auch der Bedürftigen, Sehnsüchtigen, Geschundenen, Verzweifelten und Verdammten dieser Erde» (138), so daß, wo Christen zusammenkommen, die Nestwärme grundsätzlich durchbrochen werden muß (ebd.). Andererseits: «Man kann nicht Gast des Gekreuzigten sein, ohne seine Feinde herauszufordern und allen Tyrannen den Krieg zu erklären» (ebd.).

► Bei Käsemann kommt der Gekreuzigte ganz in die Nähe des *ersten Gebots* zu stehen. «Unser Gott ruft und schafft und erhält den Menschen und unterscheidet sich darin von den Götzen, daß er sich zum Niedrigen beugt und in der Hölle angerufen wird. Er schafft jedoch den neuen Menschen, indem er dem alten seine Nacktheit aufdeckt und unser Heil aus unseren in seine Hände nimmt. Christus muß sterben, damit wir leben. Sein Todesschrei ist der neue Schöpfungsruf. Denn er befreit uns aus den beiden Illusionen, daß Gott abwesend sei, wo er sich nicht im Zeichen sichtbarer Macht offenbart und wir aus uns selber je etwas anderes als gottlos sein könnten. Er zeigt, wo Gott und die Gottlosen zusammenkommen und beieinander bleiben, nämlich allein dort, wo Christus den Vater nicht läßt und für uns stirbt, die Welt auf Gnade stellend» (83). Im Grunde genommen ist es dieses erste Gebot, das die echten Konflikte und Kontroversen heraufbeschwört oder heraufbeschwören sollte. Im Unterschied zu den selbstgemachten innerkirchlichen Konflikten, über die zu streiten es sich kaum lohnt, geht es beim ersten Gebot darum, den Mächten und Gewalten, d.h. den Mächtigen und Gewaltigen, bis aufs Blut zu widerstehen.

► Das erste Gebot und das Kreuz als *Entgötterung der Welt.* Nicht häufig findet es sich, daß man von einem Neutestamentler ein Buch lesen kann, das das Böse der heutigen Welt so blutig ernst nimmt. Dieses Ernstnehmen des Bösen ist nur verständlich auf dem Hintergrund der Radikalisierung des ersten Gebotes und der Radikalisierung des Kreuzes. Erst richtig sichtbar werden die Götzen unter dem Kreuz, die Götzen, «mit denen wir es heute zu tun haben und denen sich selbst in der Christenheit unzählige Knie beugen, nämlich jene Privilegien, welche der weiße Mann erbittert mit Wissenschaft, Technik, Waffen und Ausbeutung der Schöpfung wie Geschöpfe verteidigt» (36). Wiederholt wagt Käsemann von der «*Erbsünde*» zu sprechen, wenn er dieses Wort auch lieber vermeidet, weil zu viele Mißverständnisse daran hängen. Man lese aber den hochaktuellen Beitrag «Die Heilung der Besessenen» (189–200), wie denn überhaupt der Begriff von der «*Besessenheit*» in den Beiträgen Käsemanns immer wieder anzutreffen ist. «Wo man sich selber in die Mitte stellt und folglich dem Nazarener den Rükken kehrt, entsteht erneut Raum für alle Dämonien, von denen

er befreite. Wer Augen hat zu sehen und Ohren zu hören und ein Herz, um mit Gefangenen, Gefolterten, Unterdrückten, Verhungernden mitzuleiden, der sieht, hört und erduldet täglich die Wirklichkeit einer Welt, in welcher Sünde Besessenheit schafft und mehrt» (195). Gerade angesichts der auf der ganzen Welt so notwendigen Entdämonisierung sieht sich Käsemann erneut dazu berechtigt, die Verinnerlichung und Privatisierung des Christentums zu beklagen (220). Die Sensibilisierung für das Dämonische in dieser Welt, für die Besessenheit, lernte Käsemann im Zusammenhang der Entmythologisierung, weil nur durch sie «die Realität unseres heutigen Lebens und unserer gegenwärtigen Erde wahrgenommen wird ... Die Wohlstandsgesellschaft des weißen Mannes mag über Dämonen lachen. Sie kann es aber nur, weil sie blind, taub, gefühllos und dumm über den Schatten ihrer technischen Erfolge, ihrer brutal verteidigten Privilegien, ihrer traditionellen Vorurteile nicht hinausschaut» (218–219). Eine der wichtigsten und wohl auch schwierigsten Aufgaben rechter Theologie wäre nach Meinung Käsemanns die «Entmythologisierung der Kirche» ... (23).

Oft bleibt Käsemann freilich kaum mehr etwas anderes übrig als der Ruf bei Jes 26, 13: «Herr, unser Gott, es herrschen wohl andere Herren über uns denn du; aber wir gedenken doch allein dein und deines Namens» (vgl. 36).

Realistisch werden, wie die Bibel es ist

► Eine so verstandene Theologie *kommt der Politik auch immer wieder in die Quere.* Dabei geht es Käsemann einerseits darum, die Kirche und ihre Wortführer immer wieder aus ihrer verfetteten Reserve herauszulocken, andererseits aber den Politikern auch deutlich genug zu sagen, daß sie die Theologie nicht als Deckmantel für ihr mangelndes politisches Gespür nehmen dürfen. So beklagt er einerseits die Privatisierung und Spiritualisierung des Evangeliums und des Christentums, den Bund von Thron und Altar als Grundlage von Religion und Moral, die mangelnde Bereitschaft zum Handeln und Leiden usw. Gegenüber «theologisierenden Politikern» (konkret: Helmut Schmidt) betont er andererseits das Revolutionäre des Evangeliums als einer Freiheitsbotschaft für alle Erniedrigten und Beleidigten, um ihre Menschenwürde Betrogenen und wehrt sich dagegen, daß der allereinfachste Menschenverstand als Ideologie abgetan werde, während es doch umgekehrt jener Pragmatismus ganz zweifellos ist, «der die Schrauben des Wettrüstens immer weiter drehen läßt, um mit dem Gegner Schritt zu halten» (204–205).

Die Themenreihe ist damit freilich noch nicht erschöpft. Wichtig wäre auch noch, vom *ökumenischen Standpunkt* Käsemanns zu handeln, von seinem Anliegen der *Abendmahlsgemeinschaft* – unerhört aufrüttelnde und anklagende Zeilen! – aber auch vom *Postulat des Denkens und der Kritik* innerhalb der Kirche. Aber wir wollen es jetzt mit diesen Punkten bewenden lassen.

Gewiß braucht man nicht in allen Stücken mit den Ausführungen Käsemanns einig zu gehen. Seiner biblischen Theologie liegen exegetische Optionen zugrunde, denen ich nicht in allem und im einzelnen zustimmen kann. Sie hier aufzählen zu wollen, würde ich angesichts der heiligen Leidenschaft dieses «zornigen alten Mannes» (230–231), der verlernt hat, die Seligpreisungen der Bergpredigt zu spiritualisieren (243) und so mitten in der heutigen Wohlstandsgesellschaft zum kirchlichen und politischen Rebellen geworden ist (231), als mickriges und schäbiges Unterfangen bezeichnen. Daß Käsemann mit seiner Kritik hie und da über das Ziel hinausschießt, möchte ich ebenfalls nicht zu den Minuspunkten des Buches zählen; im Gegenteil: es zeugt vom wahrhaft prophetischen Eifer, der sich ja gar nicht anders Gehör verschaffen kann.

Zum Schluß möchte ich meinen Dank zum Ausdruck bringen, daß es möglich ist, heute, gerade heute solche Stimmen hören zu können, Stimmen, die jeder frommen Seelenmassage und jedem religiösen Drogenhandel abhold sind (vgl. 231), und auf das aufmerksam machen, was bei Christen und Kirchen allein zählen sollte: die Nachfolge des Gekreuzigten (ebd.).

Hermann-Josef Venetz, Fribourg

Hinweis: Pierre Gisel hat 1977 eine monographische Darstellung der theologischen Arbeiten Ernst Käsemanns veröffentlicht. Sie stellt Käsemanns exegetische Veröffentlichungen und die darin zum Ausdruck kommende theologische Intention in den Kontext der Problemgeschichte der Moderne: den Konflikt von Wahrheit und Geschichte in ihren theoretischen Positionen wie praktischen Folgen. Pierre Gisels Buch erschien 1983 in einer zweiten, erweiterten und verbesserten Auflage: Pierre Gisel, Vérité et histoire. La théologie dans la modernité – Ernst Käsemann (Théologie historique 41). Paris und Genf 1977 und 2. Auflage 1983. *(Red.)*

Hans Arp: Menschenbild und Christusbild

Unter dem Titel «Menschenbild – Christusbild» haben die beiden wissenschaftlichen Institutionen, an denen in Frankfurt katholische Theologie gelehrt wird – die Phil.-Theol. Hochschule Sankt Georgen und die entsprechende Abteilung des Fachbereichs Religionswissenschaften der Frankfurter Universität –, die Auseinandersetzung zeitgenössischer Künstler mit dem Christusbild in ihr Lehrangebot für das Wintersemester 1984/85 aufgenommen. Die Gesamtveranstaltung soll aber nicht nur Theologiestudenten, sondern einen weiteren Interessentenkreis erreichen. Im Rahmen von 18 Einzelausstellungen soll vor allem Zugang zu Originalkunstwerken – u.a. von Hans Arp, Georges Rouault, Roland Peter Litzenburger und Joseph Beuys – geboten werden; diese Ausstellungen, die über den ganzen Winter verteilt sind, finden in den Räumen der Frankfurter Pfarrei St. Markus Nied, der Hochschule Sankt Georgen und der Rabanus-Maurus-Akademie Wiesbaden-Naurod statt. Einer der Inspiratoren der ganzen Veranstaltung und zugleich Mitautor des soeben erschienenen Ausstellungskatalogs (vgl. unten S. 215, Anm. 20) ist *P. Dr. Friedhelm Mennekes SJ,* Pfarrer von St. Markus Nied und Dozent für Pastoraltheologie an der Hochschule Sankt Georgen. Der folgende Beitrag war sein Eröffnungsreferat zur Ausstellung von Hans Arp (22.9.–11.10. in St. Markus Nied). *Red.*

HANS ARP IST KEIN CHRISTUSMALER. Auch wenn eines seiner ersten Reliefs im Jahre 1914/15 den Gekreuzigten zeigt und sich vereinzelt Kreuzzeichnungen in seinem Nachlaß finden. Nein, das durchgängige Thema seines Schaffens ist der Mensch. Hans Arp nimmt teil an den Versuchen der bildenden Kunst dieses Jahrhunderts, das Bild des Menschen neu zu erringen und die menschlichen Entfremdungen durch eine radikale Selbstbesinnung aufzuheben. Ob es seine ersten Dada-Entwürfe waren oder seine späteren Natursymbole, immer ging es ihm um das Erspüren des «in der Tiefe schlummernden mystischen Urbildes des Menschen».[1]

Hans Arp wurde am 16. September 1886 in Straßburg geboren. Schon als Jugendlicher findet er in den Kreis junger, romantischer, elsässischer Literaten, um sich dann nach einem kurzen Parisaufenthalt doch für eine Ausbildung auf der Kunstgewerbeschule in Straßburg zu entscheiden. Noch vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges zieht er in die Schweiz, reist von dort aus nach München, lernt Kandinsky kennen und knüpft Kontakt zur Berliner Künstlergruppe «Der Sturm», an deren erster Ausstellung er sich beteiligt. Früh findet er zu Anerkennung und Erfolg als Schriftsteller sowohl wie auch als bildender Künstler.

An wichtigen Aufbruchsströmungen der Kunst dieses Jahrhunderts nimmt er regen Anteil: Dadaismus, Surrealismus, Abstraktion. Er erlebt die düstere Ohnmacht der Kunst im Angesicht der Wirklichkeit bis zur «Entartung» und ist doch inmitten vieler Enttäuschungen ein ungebrochener – wenngleich nicht unangefochtener – Anwalt einer positiven Interpretation der menschlichen Möglichkeiten.

[1] Zitat: Carola Giedion-Welcker, Hans Arp, Stuttgart 1957, S. XXXIV.

Der Schlüssel zu seiner Kunst liegt gewiß in seiner Persönlichkeit, die recht unterschiedlich beschrieben wird. Scheu und still, aber liebenswürdig erleben ihn die einen[2]; als ein «auserlesener Geist, von uns allen der größte Schöpfer und der am wenigsten redselige» beschreibt ihn Marcel Janco[3]; Paul Klee nennt ihn einen «ganz frischen Burschen»[4], frech und selbstsicher[5], kurz: In jungen Jahren ist er ein echter Dadaist.

Eine wichtige Station ist für ihn die Gründung des Club Voltaire im Frühjahr 1916 in Zürich. Der Krieg war in vollem Gange, und in Zürich sammelte sich eine internationale Gruppe von Flüchtlingen und Emigranten. Einer der wichtigsten Inspiratoren war der Literat und katholische Romantiker *Hugo Ball*. Allabendlich kamen sie zusammen: die Rumänen Tristan Tzara und Marcel Janco, die Deutschen Emmy Hennings, Hugo Ball, Richard Huelsenbeck, die Schweizerin *Sophie Taeuber* und der Elsässer Hans Arp. Im Rahmen eines Cabarets verliehen sie im Kreise von anderen Künstlern und Emigranten ihrem Weltschmerz und ihrer Kritik Ausdruck. Sie bestand aus einer seltsamen Mischung von Ironie, Spott und Unsinns-Dichtung.

ARP *ist da. keiner versäume* arp zu besichtigen. mit echoeiern überladen ist er von vorne einem stuhl von hinten einem felsengebirge und von den seiten spanischen wänden nicht unähnlich. sein aerodynamischer zylinder berührt die sohlen der stratosphäre. ich erwähne noch seine befiederten fahrstühle elektrischen schwänze wogenden böden unterseeglocken äthermaste wolkensäulen. *es* versäume niemand arp zu besichtigen. *erstens ist es staunend billig und zweitens kostet* jeder wirklich leichtfüßige gerne wieder die wonnen des lieben schwanken bodens. *es* ist *viel* und oft versucht worden ihn zu klassifizieren. bis jetzt jedoch gelang noch nie ein schuß in sein herz. sogar der sogenannte regattenfestversuch verlief ergebnislos *obwohl der okulierte bleivogel des regattentages mit tausend knoten schnelligkeit in die esse fuhr. dies beunruhige die werften nicht.* der versuch wird nicht wiederholt werden und die essen können fortan ungestört weiterspinnen und träumen.[6]

Dada – nennen diese Sänger, Tänzer, Literaten und Maler ihre Bewegung. Ihr tragender Leitgedanke war der Zweifel an den überkommenen Werten der Industrialisierung und des internationalen imperialistischen Wettlaufs. Es war der Zweifel an der rationalen Vernunft, am Sinn einer alles bestimmenden Technik und an der Verabsolutierung des Menschen. Sie stellten dagegen – im Durchgang durch die Auflösung der Sprache, der Logik und der bildnerischen Form – das alte romantische Ideal einer Versöhnung des Menschen mit der Natur in ihre Mitte. Die Kunst sollte diese Versöhnung erwirken. Es gelte, den Menschen auf seinem Irrweg aufzuhalten, damit er zu sich selbst zurückfinde. Und diese Absperrung hieß DADA.

Dada-Sprüche (1955)

Bevor Dada da war, war Dada da.

Dada ist eine altertümliche, vierbeinige Armbrust, die ein Hündchen an der Leine führt.

Dada hat Schwingen, die gewaltiger als hundert Urwälder sind.

Dada sieht manchmal einem Menschen aus Torf mit Augen aus wurmstichigen Äpfeln ähnlich. Trotzdem ist Dada jeden Tag schöner als der vorhergehende.

Dada ist eine Rose, die eine Rose im Knopfloch trägt.

Dada redet mit einer Menschenzunge von seinen unzähligen vollen Flaschen.

Dada ist Anfang und Ende, fängt mit dem Ende an, läßt alsdann den Anfang folgen und schließt nicht mit dem dicken Mittelteil. Darum sieht Dada so gesund aus, ist gerecht und vorurteilslos in der Anwendung von großen Sprüchen.

Dada ratet Dir, in den Spiegeln der Andern Eier zu legen.[7]

[2] Stefanie Poley, Hans Arp (Bilderhefte der Hamburger Kunsthalle VII), Hamburg 1976, S. 7.
[3] Ebd.
[4] Alfred Liede, Hans Arp und der Tod, in: ders., Dichtung als Spiel, Bd. 1, Berlin 1963, S. 365–399, hier S. 365.
[5] Ebd.
[6] Hans Arp, Gesammelte Gedichte, Bd. 1, Zürich 1963, S. 53.
[7] Hans Arp, Gesammelte Gedichte, Bd. 2, Zürich 1974, S. 282f.

Dada wurde schlagartig zu einer internationalen Bewegung. In kurzer Zeit bildeten sich ähnliche Zentren in New York, Berlin, Hannover, Köln und Paris. Von Zürich aus entfaltete sich Dada zu einer wichtigen Initialzündung für die Kunst der späten zwanziger Jahre.

Inmitten dieser Bewegung nimmt Hans Arp teil an der Suche, eine neue, unmittelbare Bildschöpfung zu finden. Diese Künstler wollen die Ebene der bloßen Erscheinung und Oberfläche durchstoßen und zu den wahren Schichten des Lebens gelangen. Hans Arp greift dabei Kandinskys Ideen von der abstrakten Malerei auf, welche in der Beschränkung auf die einfachsten geometrischen Formen und auf die Linie das Geheimnis der Welt zu erfassen sucht. Einfache geometrische Formen und doch sogleich immer neue Formen aus dem Bereich des Naturhaften und Organischen, das werden mehr und mehr die Formprinzipien von Hans Arp. In einem Vorwort zu einer Ausstellung moderner Kunst im Jahre 1915 schreibt er:

«Diese Arbeiten sind Bauten aus Linien, Flächen, Formen, Farben. Sie suchen sich dem Unsagbaren über dem Menschen, dem Ewigen zu nähern. Sie sind die Abkehr von dem eigensüchtigen Menschlichen. Sie sind der Haß gegen die Schamlosigkeiten der menschlichen Seitigkeiten, der Haß gegen die Bilder, die Malereien.»[8]

Wir können die einzelnen Stationen im Schaffen von Hans Arp hier nicht nachzeichnen. Sie fangen mit der Malerei und Zeichnung an und führen über die Reliefs, Collagen und Holzschnitte zur gewichtigen Phase seiner Rundplastiken. Doch ein Thema sei herausgegriffen: das des Todes.

Vergehen und Zerfallen wurden ihm erstmals eine dichte Erfahrung angesichts zerstörter Bilder, eine Zerstörung durch Sonnenlicht, Feuchtigkeit, Fettflecken, Zerknittern ... Doch begann er, dieses negative Element anzunehmen und als einen Bestandteil in seine Arbeiten mitaufzunehmen. Collagen von zuvor zerrissenen Papieren zeugen davon.

Dichter tritt diese Realität gegen Ende der dreißiger Jahre, beim Tod seiner Mutter, an ihn heran. Dem hellen und optimistischen Gemüt verdunkelt sich die Lebenssicht. Arp fällt in Resignation und Depression. Er greift zu den späten Werken Hölderlins. Emmy Ball-Hennings berichtet davon, wenn sie schreibt: «Das Ringen des späten Hölderlin gegen die Kräfte der Zerstörung, seine Resignation und sein Zerbrechen waren für Arp offenbar ein Spiegelbild seiner eigenen Begegnung mit dem Tode, seiner eigenen Resignation.»[9] In Anlehnung an Hölderlin verfaßt er die Verse:

Das Angenehme dieser Welt hab' ich genossen,
Die Jugendstunden sind, wie lang! wie lang! verflossen,
April und Mai und Julius sind ferne,
Ich bin nichts mehr, ich lebe nicht mehr gerne.[10]

Doch nach einer Spanne Zeit findet Arp sein Gleichgewicht wieder. Die Dichtung freilich zeigt Spuren von neuer Belastung. Sie zeugt davon, daß er das Unheil des heraufziehenden Nationalsozialismus ahnungshaft erfaßt, das das Schaffen seiner Freunde bedroht, ja es vernichten wird. Die Gewalt ist die blanke Negation seines Schaffens. Alfred Liede formuliert im Blick auf Arps Dichtung dieser Jahre: «Alle mystischen und magischen Theorien, alle Träume vom Naturchaos lösen sich vor dem Chaos der Zerstörung auf. Arps Unsinnspoesie macht Bankrott, denn sie gewährt keinen Schutz gegen eine Realität, welche die Wände des Kinderspielzimmers erzittern läßt.»[11]

Die tiefste Erschütterung seines Lebens ist freilich der plötzliche Tod seiner Lebensgefährtin *Sophie Taeuber* im Jahre 1943. Seit den ersten Dada-Tagen waren sie miteinander verbunden. 1922 hatten sie geheiratet und lebten eine tiefe Künstlerfreundschaft. Mehr und mehr nahm Sophie Taeuber Einfluß auf die künstlerische Entwicklung von Hans Arp:

[8] Zit. aus Stefanie Poley, Hans Arp. Die Formensprache im plastischen Werk, Stuttgart 1978, S. 109.
[9] Zit. bei Liede, a.a.O., S. 388.
[10] Ebd.
[11] Ebd., S. 391.

«Es war Sophie Taeuber, die mir durch das Beispiel ihrer klaren Arbeit und ihres klaren Lebens den rechten Weg zeigte. In ihrer Welt besteht Oben und Unten, Helligkeit und Dunkelheit, Ewigkeit und Vergänglichkeit in weisem Gleichgewicht.»[12]

Sophie Taeuber war in ihrer künstlerischen Arbeit als Malerin und Kunstgewerblerin konstruktivistisch ausgerichtet. Sie stützte von daher die eine wichtige Variante in Arps Werk. Während Arps biologische Formen aus seinem eigenen Inneren kommen und ihm die wichtige Variante von Werden und Vergehen figurieren, sind es die auf den Einfluß von Sophie Taeuber zurückgehenden geometrischen Elemente, die ihm das Statische verkörpern, den ‹Frieden›, die ‹Ruhe›, den ‹Geist›. Doch hören wir ihn selbst:

«Die klare Ruhe der vertikalen und horizontalen Kompositionen Sophie Taeubers beeinflußte die barocke, diagonale Dynamik meiner abstrakten ‹Gestaltungen›. Eine sanfte Stille strömte aus ihren Farben- und Flächenbauten. Sophie Taeubers letzte Vereinfachungen, die ausschließliche Verwendung von waagrecht und senkrecht gestellten, rechteckigen Flächen in den Bildern jener Zeit, übten auf meine Arbeit einen entscheidenden Einfluß aus. Die wesentlichen Elemente des irdischen Bauens waren hier aus den barocken Wucherungen herausgeschält: das Aufrichten, ... das Ausgestreckte, das Lagernde der sinnenden Ruhe. Ihre Arbeit wurde für mich ein Sinnbild für das göttlich gebaute ‹Geschäft›, welches die Menschen in ihrer Eitelkeit zerstört und beschmutzt haben.»[13]

Um so erschütternder war der plötzliche Schlag, die Gefährtin nun durch einen Unglücksfall nicht mehr an seiner Seite zu wissen. Hans Arp ist wie gelähmt. Auf Jahre hinaus ist sein kreativ künstlerisches Schaffen unterbrochen. Er fällt in eine tiefe Niedergeschlagenheit. Dichtend und zeichnend sucht er – um sich kreisend – diesen Schock zu bewältigen:

sophie

für dich
war die welt
nie dunkel
und zerklüftet
du schrittest mir voran
mit frohem glanz
und frohem schein
dein mut
zog hilfreich
in mich ein
du schirmtest
unsern traum
und jede stunde
hatte einen sinn
und einen sauberen saum.[14]

Im Kunstmuseum Basel werden einige Papierarbeiten aufbewahrt, die aus dieser dunklen Zeit stammen. Arp nannte sie «Meditationen auf den Tod von Sophie». Hier versucht er, seinen Todesschmerz und seine blockierende Trauer in eine objektive Gestalt zu bringen. Es sind dunkle Farben, die ineinander überlaufen, Grau in Schwarz, Schatten, totenvogelähnlich. Er läßt, ganz seiner Kunstauffassung gemäß, dem Pinsel freien Lauf. Die sonst hellen Farben haben sich ins dunkle Grau zurückgezogen. Die Farbpalette ist auf die Spanne von schmutzigem Weiß über Grau bis ins Schwarze eingegrenzt. Depression und Hoffnungslosigkeit haben den Optimisten eingeholt.[15]

Viele Gedichte formuliert Arp in diesen Jahren. Oft läßt er sich von der Trauer in die Depression und in die eigene Todessehnsucht hinunterziehen:

Du bist ein Stern
und träumst in Gottes lichter Blume.
Ich mag nicht weitergehen.
Ich will auch schlafen.

So wie du schläfst
in Gold und tiefer Ferne
in einem reinen Wiegen.

Wie schnell vergeht ein Leben
in Gottes lichtem Dunkel.
Kaum ist heute gesagt,
ist morgen schon vergangen.
Und so vergehen die Jahre
mit Spielen, Träumen, Säumen.
Und so vergeht die Zeit
in der die Blumen schweben.

Seitdem du gestorben bist,
danke ich jedem vergehenden Tag.
Jeder vergangene Tag
bringt mich dir näher.[16]

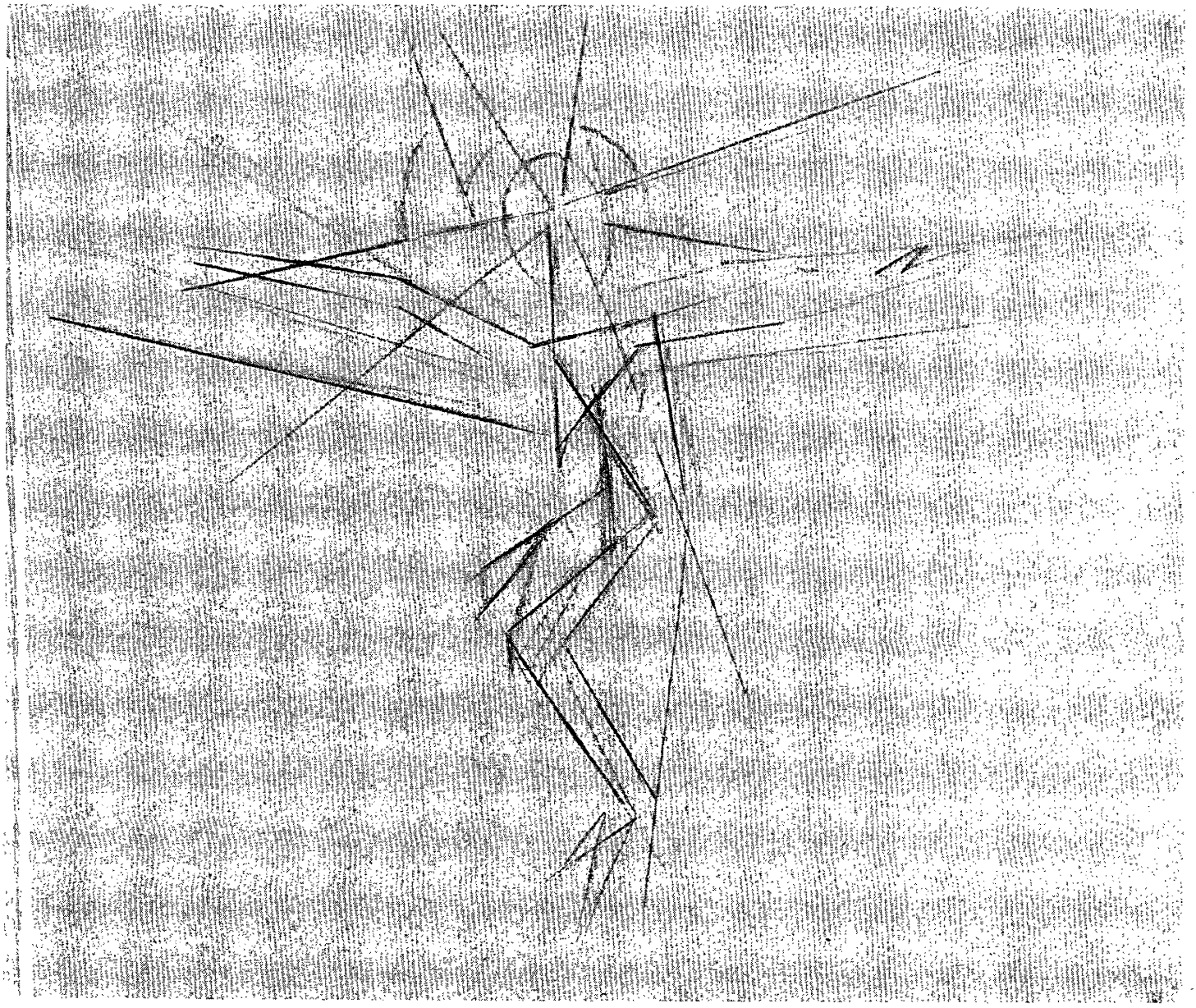
Fünf Jahre dauert die Zeit der künstlerischen Blockade.[17] Dann kommt es im Jahre 1948 zu einer Wende. Arp findet zu seiner ursprünglichen Kraft zurück. An der Wende, so scheint es, stehen zwei Radierungen des Gekreuzigten, die nach mündlicher Mitteilung von Marguerite Arp-Hagenbach auf eine Anregung des Abbé Ayfer von Lombreuil an der Loire zurückgehen.[18]

Die beiden Arbeiten aus dem Jahre 1947/48 können als Strahlenkreuze bezeichnet werden. Die erste Arbeit (vgl. *Abbildung*) deutet in einfachen, klaren Linien die Figur des Gekreuzigten an. Darin hebt sich ein geometrisch ovaler Kopf mit angedeuteten, konzentrisch angesetzten parallelen Kreiselementen ab. Nach unten hin gestaltet sich die Kreuzfigur in Geraden, die eine angewinkelte Beinhaltung andeuten. Erkennbar sind ebenso in der Waagrechten die Arme. Dazu parallel versetzt die Umrisse des Kreuzesbalkens. Das Charakteristische dieser Kreuzzeichnung sind jedoch vier Strahlenelemente, die gewissermaßen aus dem oberen Brennpunkt der den Kopf figurierenden Ellipse ausgehen, Strahlen, deren Kreuzform in ihrer Längsachse dem Körper parallel läuft, in der Querachse zur Waagrechten leicht versetzt ist.

Gerade die Strahlen bewirken die Konzentration des Betrachters auf die Kopfform der Zeichnung. Sie verweisen hier auf die Mitte des Lebens, die ohne Zweifel in diesem Bild das Auferstehungsgeheimnis figuriert. Kreuzigungs- und Ostergeschehen werden hier ineins gesehen. Arp hat hier gewissermaßen zu einer «Einübung des Glaubens» gefunden, nämlich inmitten von Trauer und Todeserfahrung diese lebensverneinende Dimension zu überwinden und zu einer neuen Lebenshoffnung zu gelangen. Er zeichnet hier auf den Spuren geometrischen Ausdrucks Geraden, Winkel, exaktes Oval. Die schwindenden Konturen seines Menschenbildes finden im Christusbild zu alter Zuversicht und neuem Schwung zurück. Das Christusbild stützt sein Menschenbild und läßt ihn seine alten Spuren neu finden.

In einer zweiten Arbeit wiederholt Hans Arp in Variation das gleiche Thema. Die Suche nach dem Grund des Lebens und des Seins wird hier im Unterschied zur sonst verhaltenen Thematik konkretisiert. Im zeitlichen Umfeld zu diesen Zeichnungen findet Arp zu seiner Schaffenskraft zurück. Davon legen viele Zeichnungen von menschlichen Köpfen und Gestalten, die jetzt entstehen, Zeugnis ab. Sie «verkünden» ein ungebrochen positives Menschenbild. Die deformierenden Kräfte unserer Zeit scheinen sichtbar zu werden, doch ist es die organische Form, welche die Zersetzungen zusammenhält, welche die Aufspaltung des Antlitzes in die Aufblätterung auffängt und in antlitzhafte Zuordnungen bringt. Arp stellt gewissermaßen den Auflösungserscheinungen des modernen Menschen, wie sie beispielsweise bei Dix, Grosz, Léger und anderen Gestalt finden, das Humanum gegenüber und ruft den Menschen aus allen sei-

[12] Hans Arp, Unsern täglichen Traum. Erinnerungen und Dichtungen aus den Jahren 1914–1954, Zürich 1955, S. 76.
[13] Ebd., S. 11.
[14] Gedichte II, a.a.O., S. 16 und 51.
[15] Vgl. den Katalog: Hans Arp. «Nach dem Gesetz des Zufalls geordnet». Bestände und Deposita im Kunstmuseum Basel, Basel 1982, S. 36ff.
[16] Gedichte II, a.a.O., S. 16 und 51.
[17] Katalog Basel, a.a.O., S. 67.
[18] Angaben bei Wilhelm F. Arntz, Hans Arp. Das grafische Werk 1912–1966 (Arntz-Bulletin, Dokumentation der Kunst des 20. Jahrhunderts), Haag/Obb. 1980, S. 319.



HANS ARP: CHRISTUS AM KREUZ
Zeichnung, Bleistift auf Papier (ca. 1948), 26,0 × 30,0 cm. Fondation Hans Arp und Sophie Taeuber-Arp, Bahnhof Rolandseck bei Bonn.

nen Zersplitterungen in seine Grundnatur zurück. Indem er den Menschen wieder auf sein Wesen zurückzubringen sucht, macht er ihm im Rahmen seiner organischen Wachstumskunst Hoffnung auf eine bessere Zukunft. In schier unendlichem Formenreichtum, vor allem in seinen Plastiken, zeigt er auf, daß die Sackgassen einer Kultur nicht deren Ende bedeuten müssen, wenn sie den Glauben an sich selbst nicht aufgibt.

Später zeichnet Arp hier und da noch einmal den Gekreuzigten. Doch gilt nach wie vor: Er ist kein Christusmaler. Das durchgängige Thema seines Schaffens ist der Mensch. Die Christusdimension seines Menschenbildes läßt ihn den Glauben an das Positive im Menschen – trotz vieler persönlicher Erschütterungen – nicht verlieren. Er kündet dies gegen Ende in einigen Gedichten, die nochmals die treibenden Kräfte seines Schaffens lebendig werden lassen: Traum, Märchen, Hoffnung; Spott, Ironie, Kritik; und in all dem geht es ihm um die Entfesselung der festgefahrenen Formen, damit sich in dieser Befreiung der Mensch fängt und wiederfindet. Nochmals bäumt sich seine gewaltige Sprachkraft warnend gegen zerstörerische Rationalität der Moderne auf:

Wir sind gegen die Übertobsüchtigen
gegen die Übermaschinenzuhälter.
Wir sind für die heiligen Märchen
weil sie die einzige Wirklichkeit sind.
Wir sind gegen die Überaufklärer
die Übermaschinengebärer
die Übermechanisierten
die Übertobsüchtigen
die exorbitanten Übertontaranteln
die von der Erde Besitz ergreifen
und die heiligen Märchensterne
durch atomare Lautsprecher ersetzen wollen.[19]

Bis in die letzten Jahre seines Lebens wird Hans Arp nicht müde, in Treue zu seinen ehemals dadaistischen Idealen die Bedrohungen des Menschen zu benennen und sie beschwörend seinen Zeitgenossen entgegenzuhalten. Doch im Durchgang durch viele Zweifel, Schwankungen und Melancholien findet er zugleich für sich selbst immer tieferen Zugang in seine eigene Zuversicht, in sein ungebrochenes Vertrauen zu sich und zur geschaffenen Natur.

Es gibt ein beredtes Zeugnis, das die Überführung dieser Naturhoffnung in eine christliche Auferstehungs- und Lebensdeutung erlaubt. Es ist die Totenrede am Grab von Hans Arp, die sein Pfarrer in Meudon, Abbé André Aubry, im Juni des Jahres 1966 gehalten hat.[20] In ihr klingt in Berufung auf mehrere Gespräche Arps Verwurzelung im Evangelium an. Es war für

[19] Hans Arp, Sinnende Flammen. Neue Gedichte, Zürich 1961, S. 44.
[20] Jetzt wieder abgedruckt in: Franz Joseph van der Grinten und Friedhelm Mennekes, Menschenbild – Christusbild. Auseinandersetzung mit einem Thema der Gegenwartskunst, Verlag Kath. Bibelwerk, Stuttgart 1984.

ihn «die geheime Quelle und die verborgene Energie für alle Appelle und kühnen Freiheiten». Freilich zeigt sich dies wie alles Thematische bei ihm nur in größter Verhaltenheit. Ein letztes Gedicht läßt erahnen, wie sein inneres Christusbild nicht nur als der tiefste Grund, sondern auch als das hellste Ziel seines Menschenbildes einzuordnen ist:

Statt Strohfeuermenschen
sieht man endlich Menschen
die Licht fassen.
Wollen sie zu dichten anfangen?
Sie schauen nach oben
sie schauen nach unten
in die Unendlichkeit
und lachen und weinen
vor Glückseligkeit.[21]

Friedhelm Mennekes, Frankfurt a. M.

[21] Sinnende Flammen, a.a.O., S. 31.

Sprache der Entmündigten

Zur Titelseite

«Wo sich die Verhältnisse als stärker erweisen, reagiert der Mensch mit Fluchen. Ob ein Suppentopf zu Boden fällt oder ein Motor nicht anspringt, es entzieht sich in beiden Fällen etwas seinem souveränen Zugriff, und er flucht. Der Fluch ist die postwendende Antwort der Ohnmacht auf Verhältnisse, die sich dem freien Verfügenkönnen von Menschen gegenüber verselbständigen» (S. 15). Mit dieser Beschreibung alltäglicher und deshalb banal wirkender Situationen beginnt *Stephan Wyss* die von ihm vorgelegte und kommentierte Anthologie von Fluchtexten.[1] Spontan vermag sich ein Leser mit dieser Beschreibung zu identifizieren, kann er sich doch an ähnliche Situationen erinnern. Mit solchem Wiedererkennen tritt oft die damals empfundene Lust oder Unlust erneut ins Bewußtsein; in solcher Erinnerung vermag das Erschrecken darüber, ein religiös begründetes oder gesellschaftlich anerkanntes Fluchverbot übertreten zu haben, nachzittern; oder der mit solchem Zuwiderhandeln gegebene Lustgewinn kann erneut lebendig werden, daß «das Fluchen damals geholfen hat».

Menschen fluchen nicht nur über Mißgeschicke im Alltag; hilft nicht einmal mehr das Fluchen, so kann noch in schimpfender Rede die erlittene totale Handlungsunfähigkeit beschworen werden, können Personen und Umstände «dingfest» gemacht werden. In diesen Sprachhandlungen versuchen die Ohnmächtigen das Übermächtige abzuwenden, indem sie verfluchend das Widerwärtige benennen und so die Differenz zwischen dem Verfügten, Unabänderlichen und dem Gewünschten offen halten.[2] In diesem Kontext ist auch die Mahnung zu lesen, man sei «auf der Hut, wo Fluchen mit Strafe belegt wird. Genauso wie dort, wo sein Anspruch unmäßig wird ...» (S. 226).

Das Interesse an gelingender Freiheit und – wo sie scheitert – am Wunsch, doch frei sein zu können, bestimmt in diesem Buch die Elemente einer «Theologik des Fluchens» zwischen *Bilderverbot* und *Fluchverbot*. Paradigmatisch verdeutlicht sich dieser Zusammenhang in der Gliederung der ausgewählten und ausführlich kommentierten Texte in Flüche der *Armen* und Flüche der *Herrschenden*, Flüche der *Aufständischen* und Flüche der *Verzweifelten*. Diese Reihung gliedert sich in eine historische Abfolge, an deren Ende Texte der (apokalyptisch sprechenden) Literatur der Moderne stehen (Hölderlin, Nietzsche, Frantz Fanon). Sie macht dadurch noch auf die schwächste Spur einer Hoffnungssprache in diesen Texten aufmerksam, insofern die hier jeweils ausgesprochenen Flüche über die *gesamte Geschichte* doch nur für die «Bösen» gelten sollen. In dieser Akzentuierung macht Stephan Wyss auf die aktuell erfahrenen Bedrohungen menschlicher Freiheit und Subjektivität aufmerksam. Wenn er darauf hinweist, daß sich seine Bemerkungen und die ausgesuchten Texte als «Anregung» verstehen, so erinnert er an den Handlungskontext, wo sich fluchende Rede als lebendigmachende oder als zerstörende erweist.

Nikolaus Klein

[1] Stephan Wyss, Fluchen. Ohnmächtige und mächtige Rede der Ohnmacht. Ein philosophisch-theologischer Essay zu einer Blütenlese. Edition Exodus, Fribourg 1984, 236 Seiten, Fr. 25.40.

[2] Vgl. die Analyse der Sprachtheorie Hamanns: Stephan Wyss, Das emanzipatorische Interesse in J.G. Hamanns trinitarischem Sprach-/Geschichtsdenken. Diss. Phil. Innsbruck 1977.

Wir suchen per sofort oder nach Vereinbarung eine(n) vollamtliche(n)

Katecheten(-in)

Aufgabenbereich:

- Einsatz mit Schwergewicht Jugendarbeit
- Religionsunterricht an der Oberstufe (ca. 8 Stunden)
- Mitwirkung bei (Jugend-)Gottesdiensten
- Fachliche Begleitung bestehender Jugendgruppen
- Nachschulische und offene Jugendarbeit innerhalb der Pfarreijugend
- Mitarbeit in der seelsorgerlichen Betreuung der Gemeinde
- Mitarbeit in verschiedenen Gremien der Pfarrei

Wir bieten:

- Selbständiges Arbeiten innerhalb der zuständigen Fachbereiche
- Zusammenarbeit und Integration im Seelsorgeteam
- Zeitgemäße Besoldung und Sozialleistungen nach den Richtlinien des Verbandes der römisch-katholischen Kirchgemeinden der Stadt Zürich

Auskunft erteilt: Katholisches Pfarramt Guthirt, Hannes Rathgeb, Guthirtstr. 3, 8037 Zürich, Telefon (01) 42 52 00.

Wir bitten Sie, Ihre schriftliche Bewerbung an den Präsidenten der Kirchgemeinde Guthirt, Herrn Franz Bösch, Lehenstr. 51, 8037 Zürich, zu richten.

ORIENTIERUNG

Herausgeber: Institut für weltanschauliche Fragen
Redaktion: Ludwig Kaufmann, Clemens Locher, Karl Weber, Josef Bruhin, Albert Ebneter, Mario v. Galli, Robert Hotz, Nikolaus Klein, Josef Renggli, Pietro Selvatico
Ständige Mitarbeiter: Paul Erbrich (München), Raymund Schwager (Innsbruck)
Anschrift von Redaktion und Administration: Scheideggstr. 45, CH-8002 Zürich, Tel. (01) 201 07 60
Bestellungen, Abonnemente: Administration
Einzahlungen: «Orientierung, Zürich»
Schweiz: Postcheck Zürich 80-27842
Schweiz. Kreditanstalt Zürich-Enge
Konto Nr. 0842-556967-61
Deutschland: Postgiroamt Stuttgart (BLZ 600 100 70)
Konto Nr. 6290-700
Österreich: Postsparkasse Wien, Konto Nr. 2390.127
Italien: Postcheckkonto Rom Nr. 29290004
Jahresabonnement 1984:
Schweiz: Fr. 35.– / Studenten Fr. 25.50
Deutschland: DM 43,– / Studenten DM 29,50
Österreich: öS 330,– / Studenten öS 215,–
Übrige Länder: sFr. 35.– zuzüglich Versandkosten
Gönnerabonnement: Fr. 40.– / DM 50,– (Der Mehrbetrag wird dem Fonds für Abonnemente in Ländern mit behindertem Zahlungsverkehr zugeführt.)
Einzelexemplar: Fr. 2.50 / DM 3,– / öS 22,–

Das Abonnement verlängert sich automatisch, wenn die Kündigung nicht 1 Monat vor Ablauf erfolgt ist.

AZ
8002 Zürich

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion